Herausgeber

VERBAND DEUTSCHER KRANKENPFLEGE-ANSTALTEN VOM ROTHEN KREUZ

Der Krieg 1914-1916

Hans Baluschek
Prof. Dr. Graf du Moulin-Eckart

H·B·V
Hugo Bermühler Verlag
Berlin-Lichterfelde

22503511054

Verkaufspreis M. 5.—.

Hiervon erhält M. 1.— der Verband deutscher Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz.

Riesenkampf voll Wehen
Facht der Weltenbrand,
Füllt den Schmerzensbecher
Bis zum Kelchesrand.
Herr!
Hilf der Menschheit Wunden
Heilen Jahr um Jahr,
Laß sie selbst gesunden
Zum Frieden! Immerdar.

E. J.

Der Krieg 1914–1916

In 12 farbigen Kunstblättern nebst vielen Textbildern

von

Hans Baluschek

Mit Beiträgen von Prof. Dr. Graf du Moulin-Eckart

Herausgegeben vom Verbande der Deutschen Kranken-Pflegeanstalten vom Roten Kreuz

Berlin-Lichterfelde Hugo Bermühler Verlag

1915

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Hugo Bermühler Verlag
1915

Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig

WELLCOME LIBRARY
+P
420

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Text.

Abbildungen im Text:

Flüchtlinge in Ostpreußen
Bewaffneter Zug fährt ins feindliche Land
Österreichischer 30-Zentimeter-Mörser
Englisches Flugzeug abstürzend
Zeppelin über England
Feuernde Schiffsgeschütze
Unterseeboot im Kampf
Siegesfeier.

Farbige Abbildungen:

1. Der Sturm
2. Die Strafe
3. Der Untergang
4. Die Vernichtung
5. Hände hoch
6. Winterfrieden
7. Weihnachtsabend
8. Die Gefangenen
9. Der tote Kamerad
10. Das Kirchenfenster
11. Auf der Suche
12. Die Hilfe.

Vorwort.

„In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert." Wilhelm II.

Das Ziel des Krieges ist die Vernichtung des Feindes. Alle technischen Errungenschaften haben sich mit den geistigen und physischen Kräften des Menschen zu verbinden, um im Vereine den Feind niederzuringen und ihn in die Grenzen und oft auch weit über dieselben zurückzutreiben, die Eroberungssucht, Neid oder Rachsucht ihn überschreiten ließen.

Das vorliegende Werk hat diesem Gedanken Rechnung getragen und den Krieg in seiner schauerlichen Wirklichkeit wiedergegeben; wer dem Kriege ins Auge sah, der sieht hier Erinnerungen vor sich auftauchen, die erst kurz mit ganzer Seele durchlebt werden mußten.

Angriff und Untergang, diese Idee hat der Künstler im Bilde vorerst festgehalten, um dann hinüberzuleiten zur Versöhnung, zu den Helfern und zum Verbandsplatz, wo auch der Feind liebevoll aufgenommen wird, um durch ärztliche Kunst Heilung und Linderung seiner Kriegsschäden zu erlangen.

Wir geben diesem Werke den Wunsch mit auf seinen Weg, daß es beitrage zur Kultur, und die Völker, wenn einmal wieder der Friede auf Höhen und in den Tälern lacht, nicht vergessen lasse, was sie gelitten haben in dem ersten und, möchten wir sagen können, dem letzten Weltkriege.

Dort im fernen Osten, woher mit wildem Drohen die russischen Heere gezogen kamen, um unser Land zu verwüsten, unser Reich zu zerstören und unserem Volkstum den Todesstoß zu versetzen, hat sich einst der Dichter des „Rings der Nibelungen“ die Heimat des Riesengeschlechts gedacht, des Feindes der Asen, der lichten Götter, die segnend und gütig walteten über dem Stamme der Germanen. In der Tat riesenhaft, aus Völkermassen zusammengeballt und aufgetürmt, erschien dieses gewaltige Reich des Ostens, das größer als jenes spanische, in welchem die Sonne nicht unterging, und von dem man sagen kann, daß in ihm der Winter nie völlig schwindet. Und doch war es uns befriedet — „durch Vertrages Treue Runen“ und was an Kultur und geistigem Licht dorthin getragen worden, das war aus dem Westen, das war vor allem von uns Deutschen gekommen, die diesem Land und Reich nur Gutes getan und dem Starken oftmals geholfen in schwerer Not und ernsten Schaden abgewandt. Der preußische Staat zumal hat gute und treue Nachbarschaft gehalten und kleinem Dienst großes Dankesgefühl gezollt und gewahrt von Geschlecht zu Geschlecht. Aber drüben in Rußland vergaßen Fürst und Volk mehr und mehr, was sie dem getreuen Nachbarn schuldeten und je weiter der allrussische und allslawische Gedanke um sich griff, um so stärker schwoll der Haß gegen alles Deutsche, um so größer ward der Neid ob unserer Einung und unserer Kräfte Entfaltung, genährt von dem Groll, in dem Deutschen Reich nicht das gefügige Werkzeug der eigenen Machtbegier zu finden, auf das man gerechnet. Schon Bismarck hatte während seiner Petersburger Diplomatenzeit das seltsame, geheimnisvolle Arbeiten dieses Holzwurmes im Gebälk des russischen Staates vernommen und seine Stimme warnend erhoben. Und ihm war es gelungen, allen Intrigen und feindseligen Machenschaften zum Trotz die russischen Herrscher auf der alten, wohlbewährten Bahn festzuhalten und nach bedrohlichen Abweichungen immer wieder darauf zurückzuführen. Er wußte recht wohl, von dorther drohte die Hauptgefahr. Der gewaltige Fenriswolf mußte mit zwar friedlichen, aber festen Banden gebändigt werden. Von seiner hohen Warte aus

2

hielt Bismarck sorglich Ausschau und hemmte jeden Befreiungsversuch des Gebundenen durch stärkeres Band. Allein war ja Rußland kaum gefährlich. Er selbst hatte dafür gesorgt, daß Deutschland fähig war, jedem Ansturm aus Osten kühn und stark zu begegnen, wie er seine ganze Politik nur aufgebaut hatte auf die eigene Kraft. Andrerseits wäre es ihm ein leichtes gewesen, sich die Freundschaft Rußlands zu sichern, hätte er ihm und seinen feindseligen Plänen gegen den österreichischen Kaiserstaat die Bahn völlig frei gelassen. Mehrfach trat der Versucher an ihn heran. Aber stets hat er ihn ruhig und besonnen abgewiesen, selbst in jenen Tagen, da er die naturnotwendige Auseinandersetzung mit Österreich vorbereitete. Aber was geschehen mußte, daran durfte jener feindlich gesinnte Nachbar keinen Teil haben. Und später hat er selbst das Petersburger Mißtrauen nicht gescheut, da er die Hand schützend über die Donaumonarchie gehalten. Doch seiner Staatsweisheit gelang es, Österreich näher mit uns zu verbinden und zugleich mit Rußland durch den klügsten Vertrag ein Verhältnis zu schaffen, das beiden Staaten zum Vorteil gedieh. Es war vielleicht seine größte staatsmännische Leistung, durch die er dem unaufhaltsam vorwärts rollenden Rad der europäischen Politik noch einmal in die Speichen fiel und eine Entwicklung aufhielt, die zur Erfüllung drängte. An eine lange Dauer dieses Zustandes hatte freilich auch er nicht geglaubt. Aber er wußte, jedes Friedensjahr zählte für Deutschlands junge Werdezeit doppelt und erhöhte die Gewähr, der drohenden Auseinandersetzung um so besser gerüstet und gefestet entgegentreten zu können. Aber die Geschicke vollendeten sich rascher, als er selbst wohl gehofft. Kaum war er aus dem Amte geschieden, begann sich die bedeutungsvolle Wendung zu vollziehen. Und an die Stelle der bisherigen Verhältnisse trat eine Spannung, die langsam aber sicher wuchs. Denn in der russischen Politik machten sich nicht nur politische, sondern auch völkische Gegensätze geltend.

Wir blieben ruhig und hofften geduldig auf eine Wandlung dieser Stimmung. Und da der moskowitische Hof das deutsche Leben der Ostseeprovinzen zu bedrängen begann, da ließen wir's geschehen und wehrten nicht dem Haß, der sich so scharf und hartherzig gegen das deutsche Wesen wandte. Wohl fühlten wir, was uns von Osten drohte. Wohl sahen wir, wie sich die russische Politik den Gegnern zuwandte und den heißen Vergeltungswünschen unseres Nachbarn im Westen, den wir in ehrlichem, glorreichem Kampfe besiegt, immer geneigteres Ohr lieh und wie er dessen Sehnen und Hoffen sich zunutze machte, seine eigenen, durch unkluge Politik und sieglose Kämpfe geschwächten Kräfte gegen uns zu stärken und zu mehren.

Das war die Gefahr, vor welcher Bismarck immer gewarnt und die er selbst stets glücklich abgewendet hatte. Er wußte, daß in Frankreich die Vergeltungsstimmung nicht zur Ruhe kam, daß die französischen Gemüter immer wieder aufgepeitscht wurden, wenn sie einigermaßen besänftigt schienen. Die Rache an Deutschland war sowohl Leitmotiv für die französische Kindererziehung, als auch Schlagwort aller ehrgeizigen Politiker, welche im Trüben fischen und ihre eigenen ehrgeizigen Pläne fördern wollten. Freilich schwand in Paris die Hoffnung von Jahr zu Jahr, allein mit eigener Kraft den starken Gegner bezwingen zu können. Sollte das gelingen, so mußte man „den Acheron in Bewegung setzen“, das will sagen, man mußte sich um Verbündete umsehen. Und da bot sich der alte Gegner im Osten von selber an. Da waren auf einmal all die verstrittenen Streite und all die Gegensätze vergessen: die große Katastrophe von 1812 erschien nur noch als eine napoleonische, nicht mehr französische „Affaire“. Der Krimkrieg, den Napoleons III. Politik hatte heraufbeschwören helfen, ward mit dem Schleier der Vergessenheit verdeckt und die Freundschaft begann aufzublühen. In jubelnder Begeisterung wurden die Verbrüderungsfeste von Kronstadt und von Toulon gefeiert und mit fröhlichen Händen, in liebenswürdiger Verschwendung gab Frankreich von seinem Reichtum dem stetig heischenden Freunde, der jede Milliarde mit dem Versprechen der Waffenhilfe einlöste, bis schließlich Frankreich mit Gretchen sagen mußte: „Ich habe schon so viel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt.“ So währte das jahrelange Spiel des Pariser und Petersburger Kabinetts. Und doch schien es nur platonische Bedeutung zu haben. Denn so manche Gelegenheit, aus dem Spiele Ernst zu machen und die kriegerische Entscheidung herbeizuführen, ging vorüber, ohne daß der Säbel aus der Scheide flog. Da kam der dritte im Bunde. König Eduard VII. bestieg den Thron und er gab nun mit großer staatsmännischer Klugheit und einer Energie, wie sie bei Englands Königen neu war, der Politik die scharfe Richtung gegen Deutschland und wußte dabei sein Volk hinter sich. Denn dieses hatte den neuen Rivalen recht wohl erkannt. Der englische Kaufmann fühlte den steigenden Einfluß des Deutschen auf dem Weltmarkt,

der sich stetig und sicher seine Position zu gewinnen wußte und in seiner echten deutschen Art unter den schwierigsten Verhältnissen durchsetzte. Die deutsche Industrie nahm eine riesenhafte, die Welt umspannende Entwicklung. Da schwoll in England der Neid, da wuchs der Haß. Die führenden Blätter schürten und riefen gegen Deutschland zu Heer. Man müsse die Flotte vor Hamburg schicken, die deutschen Schiffe vernichten und die mächtige Handelsstadt verbrennen. Freilich, der Augenblick, wo dies möglich war, wurde versäumt. Denn rechtzeitig war der Notruf unseres Kaisers erschollen: „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte.“ Und das ganze Deutschland wurde von diesem Gedanken erfaßt. Aber mit der Begeisterung des Volkes ging die ruhige Erwägung und zielbewußte Arbeit Hand in Hand. Wenige Jahre und England sah mit Staunen, was aus den schwachen Anfängen sich entwickelt hatte. Man mußte fortan mit der deutschen Marine rechnen. Aber das war ein neuer Antrieb, König Eduards Pläne auszuführen. Und so stellte man die alten Gegensätze zu dem mächtigen Antipoden Rußland zurück, schuf auch mit Frankreich den Ausgleich und die Unversöhnlichen fanden sich zusammen in ihrem Haß gegen Deutschland. Nun ward es bitterer Ernst. Deutschland sollte herunter von der Höhe, die es durch eigene Kraft gewonnen, es sollte in seine Teile zerschlagen werden, eine Beute seiner Feinde. Man nützte alle Mittel, um diese Politik im eigenen Lande volkstümlich zu machen, um solche Stimmung zu erregen und zu reizen gegen dieses Reich der Mitte, das, stark durch Sieg und Einheit, friedlich seine Stellung festigte. Wir wissen es jetzt, wie rastlos und restlos die deutsche Politik bemüht gewesen, alles zu tun, um diesem drohenden Unwetter vorzubeugen. Ihre Gedanken und ihre Bemühungen waren auf den Frieden und nur auf den Frieden gerichtet. Aber so heuchlerisch die englische und russische Regierung ihre Absicht zu verhüllen suchten, sie wollten den Krieg und warteten nur die günstige Gelegenheit ab, den Schlag gegen uns zu führen. Man hatte längst die belgische Regierung gewonnen und diese hatte sich blind verleiten lassen, ihre Neutralität preiszugeben und damit Deutschlands Feinden die Möglichkeit zu geben, ihm in die Flanke zu fallen.

Und so drohte, durch die Kabinette vorbereitet, ein Völkerkrieg, wie ihn die Welt noch nicht gesehen. Man rüstete mit allen Kräften, um durch die Übermacht uns zu erdrücken. Denn das wußte man, erliegen würden wir nur der Übermacht. Es war wie der Sturm der Riesen gegen Asgard — als ob das Germanentum im gewaltigsten Endkampf zugrunde gehen sollte und seine Heerscharen fallen bis auf den letzten Mann. „Bis zur Vernichtung!“ das war die Parole, die man sich von Petersburg nach London und von London nach Paris zurief. Nichts konnte uns mehr bewahren vor diesen Plänen unserer Feinde. „Da half kein Witz, da half kein Hirn“ — da half nur unsere eigene Kraft. Sie riefen die Welt auf gegen den „deutschen Militarismus“. Aber gerade dieser hat uns gerettet. Sie beschworen mit schmählicher Politik den Völkerkrieg herbei. Bei uns ward er zum Volkskrieg: in der Idee und durch die Tat. Denn der alte germanische Gedanke von dem Volk in Waffen hat bei uns durchaus moderne Form gewonnen und sich völlig aufgelöst in den Geist des Militarismus. Was auf dem Potsdamer Exerzierplatz sich angesehen wie ein Spiel, was in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges den Staat Friedrichs des Großen gerettet, was die Seele und die Frucht war des aus den napoleonischen Kämpfen neu erstehenden Preußen, das hatte das ganze neue Reich durchdrungen, das war ihm zur zweiten Natur geworden und so war ihm dieser aufgedrungene Krieg eine große und erhabene Pflicht und eine große Selbstverständlichkeit zugleich. Es blieb bei aller Begeisterung ruhig und ernst. Die Mobilmachung vollzog sich wie ein großes Manöver des ganzen Volkes. Und bald war das ganze Land eine große, wunderbar organisierte Etappenlinie. Wie ein Wunder entwickelte sich die Organisation, Tag um Tag Neues aus dem Alten schaffend, der Notwendigkeit und ihren ehernen Gesetzen Alles bietend, was sie begehrte und bedurfte.

Fürwahr, das Auge des echten Soldaten konnte an dem Aufmarsch unserer Truppen die helle Freude haben. Er war ein Kunstwerk an sich, voll innerer Harmonie, und doch schien alles leicht gefügt und aneinandergereiht wie des heitern Zufalls buntestes Bild. Denn strahlend wie die Sonne des August war auch die Heiterkeit, die sieghafte Stimmung der Truppen, die innersten Ernstes voll mit freudigen Liedern sich anfeuerten und der großen Stimmung ihren Tribut zollten. Mit Laub und Blumen die Eisenbahnwagen geschmückt, mit humorvollen Zeichnungen, mit kühnen und kecken Inschriften geziert, die ihnen der Geist des Augenblicks eingab und die überall Freude und Zuversicht weckten, wohin der Zug kam, bis an der Grenze die heiteren Helden sich den Fronten einreihten, um nun den

2*

gleichen Geist im heißen Kampfe zu bewähren. Man hat oftmals klagen hören mit der Zeit des Dampfes und der Eisenbahnen sei die Poesie trauernd aus dem Lande geflohen. Mit nichten! Wer unsere Feldgrauen fahren gesehen, der weiß, daß die echte Poesie nicht an die Vergangenheit gebunden, ebensowenig wie echtes Heldentum an der Väter Vorzeit. Der Klang der „Wacht am Rhein", die halbvergessen, nun wieder ihre jauchzende Auferstehung feierte und aus den Herzen und den Kehlen unserer Braven drang, hatte den gleichen Schwung und die gleiche überwältigende Kraft wie der alten Germanen dröhnender Schildgesang. Und diese Fahrten nach dem Rhein, durch den Zauber der Sommernacht, an den Rebenhügeln vorüber, in denen der Saft zu kochen begann, und durch Wald und weite Ebenen nach dem Osten! Und auch später, wenn es galt, rechtzeitig auf dem Kampfplatz zu erscheinen und aus dem Zug heraus einzugreifen in das blutige Spiel und die schwerringenden Reihen der Kameraden zu verdichten und zum letzten, siegbringenden Sprung zu stärken! Vielleicht noch größer, wilder ist diese Poesie der Eisenbahn, wenn die Lokomotive auf den von Feindeshand zerstörten und durch die Meisterschaft des braven Pioniers rasch wieder hergestellten Schienensträngen durch die Wüsteneien fährt, wo ringsum brennende Dörfer die furchtbaren Spuren des Kampfes, noch mehr das Barbarentum des russischen Gegners zeigen. Da tat sich unsern Kriegern die Weihe des Krieges überzeugend in ihrer ganzen, durchschauernden Größe auf, die sie innerlich und äußerlich miterlebten, wo ein jeder mit dem Einsatz von Sein und Leben mitwirkte in diesem ungeheuren, erschütternden Drama. Und was erzählten nicht diese brennenden Dörfer und Städte und gesellten der Kampfbegeisterung in den Herzen unserer Braven namenlosen Ingrimm und tiefes und doch weihevolles Rachegefühl.

Der Feind war im Land. Und wie hat er gehaust! Noch lebt im Volke die dumpfe Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg, der Deutschland heimgesucht mit des Himmels sämtlichen Plagen, der aus dem blühenden Lande, das den Kuß der Renaissance empfangen, eine Wüstenei gemacht, wo über den zerstörten Dörfern der Wald flog und unter seinem Grün die Spur verhüllte, daß hier Menschen gehaust und gehoft. Doch was der Kosak in Ostpreußen getan, das war noch viel schlimmer und furchtbarer als die Greuel des großen Krieges.

Nur kurze Zeit haben die Russen in den gesegneten Städten und Dörfern gehaust. Dann mußten sie vor dem deutschen Schwerte weichen. Aber die wenigen Wochen genügten, das blühende Land in eine Wüstenei zu verwandeln.

Wo sie erschienen, brannten sie die Dörfer nieder, vernichteten sie die Saaten und selbst die Rinderherden, und wehe den Männern, Frauen und Kindern, die ihnen in die Hände fielen! Die Instinkte des wilden, zügellosen Asiaten walteten hier. Und wenn sie den Schein des Kriegsrechts wahren, da wirkt dies um so entsetzlicher. Da läßt ein russischer Kommandeur viele hundert Bewohner eines Ortes auf dem Kirchhof zusammentreiben. Dort müssen sie sich vor dem Gewaltigen auf die Knie werfen. Und er spricht über alle, selbst über Frauen und Kinder, das Todesurteil. Durch den Zuspruch des Pfarrherrn läßt er sich dann bewegen, zunächst die letzteren zu begnadigen. Aber an der Todesangst der Männer weidet er sich noch länger. Ein Teil wird unter einen Baum geführt und ihnen die Schlinge um den Hals gelegt. Endlich schenkt er auch diesen das Leben, aber sie werden zu Peitschenhieben verurteilt, und diese Strafe wird in grausamster Weise vollzogen.

So rüstete sich denn alles bei der Kunde von ihrem Nahen zur Flucht. Auf allen Straßen bewegten sich die Züge der Erschreckten und führten auf den Wagen die Reste ihrer geretteten Fahrhabe mit sich und trieben das Vieh daneben her. Aber wenn sie den ängstlichen Blick rückwärts wandten, dann sahen sie in der Ferne den Rauch ihrer brennenden Häuser. Sie waren heimatlos geworden. Doch sie hatten nicht Zeit zu trauern. Denn schon waren ihnen die Verfolger auf den Fersen. Eine Flucht mit der Bahn war ausgeschlossen, da schon alle Linien unterbrochen waren. Da mußten sie vielfach die Habe zurücklassen und sich in die dichten Wälder flüchten, um wenigstens das nackte Leben zu retten. So breitete denn auch hier der deutsche Wald wie einst in den Kämpfen der Germanen mit den Römern sein Dach schützend über sein Volk, bis die Befreier nahten und die frechen Mordbrenner vertrieben. Jenen bot sich allenthalben ein Bild grauenvoller Verwüstung dar. Sinnlos und zwecklos war alles zerstört und zertrümmert, die Stätten des Friedens entweiht und alles besudelt von den schmutzigen Räuberhänden. Freilich fanden sie auch Beweise für die unglaubliche Siegesgewißheit, mit der die Russen den Marsch nach der deutschen Hauptstadt angetreten. Sie wähnten in wenigen Wochen in Berlin einzuziehen und hier mit den Verbündeten vereinigt den Deutschland vernichtenden Frieden diktieren zu können. Aber darin wurden sie bald eines anderen belehrt. Freilich die grauenvollen Spuren ihrer Anwesenheit werden nur langsam ausgetilgt werden können und die Erinnerung an ihre Greuel wird bleiben. Und auch spätere Geschlechter werden an diese brave und treue Provinz, von der einst die Erhebung ausgegangen, nicht denken können, ohne daß sie im Geiste lange Züge von Flüchtlingen schauen, die mit notdürftig zusammengeraffter Habe hastend die Straßen ziehen, um sich, ihre Lieben und ihr Letztes zu bergen vor den russischen Mordbrennern. Das war kein Krieg mehr, wie ihn die Völker zu führen gelernt, das hieß den schlimmsten Geist der Barbarei wieder aufleben und ihn tragen in ein fleißiges und durch die Werke des Friedens gesegnetes Land. Da ward der Soldat zum Diebe und Mörder, und „Brand und Mord zierten" wieder, wie ehedem, „den Krieg, wie das Magnifikat die Vesper".

Und doch wäre es falsch, die Russen allein solcher Frevel zu zeihen. Unsere siegreichen Truppen machten in Belgien ähnliche Erfahrungen, wo sich der Haß des aufgereizten Volkstums in hinterlistigem Mord, in frevlerischem Franktireurwesen Luft machte, wo man mit maßloser Wut sich auf die feindlichen deutschen Bewohner stürzte, wo man im Quartier arglose Soldaten überfiel und arme Verwundete mit scheußlicher Grausamkeit verstümmelte und tötete, so daß die entfesselte „bête humaine" — es gibt kein deutsches Wort dafür — mit der ganzen Strenge des Kriegsrechts gezähmt werden mußte. Das war nicht der Geist der Vaterlandsliebe, die auch dem Bürger und Bauern die Flinte in die Hand drückt, um den Feind von der heimatlichen Scholle zu treiben, um Weib und Kind vor letzter Not zu schützen. Das war entfesselte Mordlust, die Männer und Weiber erfüllte und antrieb, den arglosen Deutschen aus dem Hinterhalt zu treffen und an ihm furchtbare Rache zu üben. Abgehauene Hände, ausgestochene Augen, im Schlaf Erwürgte — das sind die Taten der Heillosen, die man an die Mauer stellen und füsilieren mußte, mochte sie die heuchlerische Presse der Verbündeten als Märtyrer einer heiligen Sache feiern!

Das sind die Nachtseiten dieses furchtbaren Krieges, der aber kein Volk, wir dürfen es ohne Überhebung sagen, so auf der sittlichen Höhe stehend zeigte als das unsrige. Ob wir nach West blicken oder nach Ost, ob nach dem rasch eroberten Belgien oder nach den heißumrungenen Höhen von Arras, ob auf die siegreichen Schlachtfelder von Lothringen oder auf das heldenmütige Ausharren bei Ypern oder nach Tannenberg und den masurischen Seen, immer zeigt sich uns der deutsche Soldat als

der Träger einer wunderbaren Disziplin und zugleich eines unvergleichlichen Heldentums. Noch ist es nicht lange her, da war so mancher der Meinung, der moderne Kampf stelle an die persönliche Tapferkeit geringere Anforderungen: die Entscheidung werde schon bei großen Entfernungen herbeigeführt, und ein Ringen Mann gegen Mann würde zu den Seltenheiten gehören. Dieser Krieg konnte sie eines Besseren belehren. So nah wie bei Sempach und Murten kommen sich die erbitterten Gegner, die zugleich der Tod aus ungeheuren Entfernungen bedroht. Es gibt kein Zeitalter in der Weltgeschichte, wo der Krieg den persönlichen Mut so auf die Probe stellte wie in diesem Kriege! Welch ein Bild, wenn nach heftigem Gefecht, nach stundenlangem Ausharren im sinnverwirrenden Getöse des Geschütz- und Maschinengewehrfeuers der Sturm ansetzt auf die erschütterten Reihen des Feindes und nun durch den Hagel der Geschosse, durch die Verhaue und Hindernisse hindurch, über Minenfelder und Gefahren aller Art hinweg der Angriff gegen die feindlichen Gräben getragen wird und nun dort das letzte entscheidende Ringen dem Gegner die Vernichtung bringt! Oft ward es erlebt, daß in dem feindlichen Graben, da die Deutschen nahekamen, Feuer oder Minen das Leben ausgelöscht hatten und die feindliche Schutzbefestigung nichts war als ein langes, furchtbares Grab. Denn tapfer ist der Gegner, und unsre Helden von Arras und den Vogesen wissen davon zu erzählen. Kaum hat das Volk die volle Ahnung von dem wunderbaren, zähen Heldentum, das unsere Soldaten dort bewähren: wo sie tagelang dem Ansturm des Feindes standhalten und die gewonnenen Linien verteidigen und schützen vor den unermüdlichen Angriffen des Gegners, der alle seine Kräfte einsetzt, um durchzudrücken und damit den ehernen Verteidigungswall zu sprengen. Ein jeder weiß, daß es gilt, hier auszuharren, daß nicht das Heute und nicht das Morgen eine Entscheidung bringt. Und sie stehen hier auf Posten, jeden Augenblick den sichern Tod vor Augen, der jenseits des Grabens lauert. Und wenn sie abgelöst werden und in die Quartiere zurückmarschieren, dann fehlt so mancher brave Kamerad, der die treue Wacht mit dem Tode besiegelt. Solange der Krieg dauert, jeder Tag hat an irgendeiner Stelle ein Ringen gebracht, das nach antiken und mittelalterlichen Begriffen eine Schlacht von bleibender Bedeutung wäre. In diesem Kriege aber ist's eine alltägliche Leistung, der kaum der knappe Bericht des Hauptquartiers Erwähnung tut. Und doch wird die Geschichte dieses Krieges erzählen müssen von all den Einzelkämpfen, die dem Streiten des Walther von Aquitanien auf dem Wasgenstein, von dem das „Waltharilied" zu sagen weiß, nicht nachstehen. Aus diesen Episoden setzt sich das Bild eines ungeheuren Ringens zusammen, das nicht bloß die große eiserne Linie in Feindesland gehalten, sondern auch die Siege im Osten möglich gemacht hat, die Deutschland vor dem übermächtigen Feinde die Rettung gebracht und ihm die ersten schweren Streiche versetzt, die er nie wieder verschmerzt, bis er schließlich das Heil nur noch in einem verderbenvollen Rückzuge sehen konnte.

Zu Anfang freilich hatte es den Anschein, als könnten die Russen ihren Plan durchführen, mit dessen Ankündigung sie die Pariser Boulevardleute in einen Rausch des Entzückens versetzt hatten: sie würden mit ihren gewaltigen Massen sich vorwärts wälzen bis nach der deutschen Hauptstadt, alles Leben erstickend, allen Widerstand zerbrechend. In der Tat, die Steppen des Ostens schienen lebendig geworden, und rascher, als man es geahnt, standen die längst gerüsteten russischen Armeekorps vor den schwachen deutschen Linien. Denn der Russe hatte in dem blutigen japanischen Kriege etwas gelernt, und er glaubte an seine Überlegenheit gegenüber der deutschen Armee. Seit jener furchtbaren Niederlage von Mukden war all sein Mühen darauf gerichtet, den Schlag gegen Deutschland zu führen und durch die Vernichtung der deutschen Macht freie Hand zu gewinnen nach West und Süd und die Erfüllung seines alten Lieblingsplanes zu erreichen, auf die „Hagia Sophia" von Stambul statt des Halbmonds den russischen Doppeladler zu setzen. Aber wenn er wähnte, durch die zahlenmäßige Überlegenheit den Sieg zu gewinnen, so mußte er erkennen, daß ihm mit den schwachen deutschen Korps das militärische Genie entgegentrat: Hindenburg und sein Generalstabschef Ludendorff, Namen, deren Klang in schwerer Zeit Deutschlands Vertrauen auf den Sieg geweckt und forttönen wird bis zu den fernsten Geschlechtern! Längst hatte sich der Siebenundsechzigjährige nach seinem stillen Heim in Hannover zurückgezogen. Sein arbeitsreiches Leben schien abgeschlossen. Da kam der Krieg und weckte in ihm den alten Tatendrang. Und da rief ihn sein Kaiser und freudig folgte er dem Rufe, der ihm die größte Aufgabe des ganzen Krieges stellte. Er übernahm den Oberbefehl im Augenblick der Gefahr. Nur „höchstem Mut konnte der höchste Preis werden!" Aber diesen Mut, diese

Entschlußfähigkeit im rechten Augenblicke hatte Hindenburg. Rasch, ehe die beiden großen Armeen des Feindes sich vereinigen konnten, ließ er die Narew-Armee vordringen in jenes ihm wohlvertraute Gebiet von Gilgenburg und Ortelsburg, und in heißem Ringen gelang es ihm, die gewaltigen Massen von drei Seiten zu umfassen und sie mit vernichtenden Schlägen in das Seen- und Sumpfgelände zu drängen: dort aber lauerte das Verderben ringsum. Wen das Feuer der Geschütze und das Bajonett der stürmenden Truppen verschonte, den verschlangen die tückischen Seen und der unheilvolle Sumpf, der erbarmungslos seine Opfer festhielt und sie nimmer losließ, mochten sie auch tagelang um ihr verfallenes Leben ringen. Es war eine Schlacht von mythischer Größe und Furchtbarkeit. Der deutsche Boden tat sich auf, um die Feinde zu verschlingen. Und doch zugleich eine Sühne von weltgeschichtlicher Bedeutung! Denn dort an den Gefilden von Tannenberg haftet ein Fluch von großen Toten! Dort war vor fünf Jahrhunderten die Blüte des Deutschen Ritterordens der Übermacht der Slawen erlegen. Mit welchem Triumphgefühl und offen zutage tretendem Haß hatte im Jahre 1910 die ganze slawische Welt diesen Untergang deutscher Helden gefeiert. Nun war der Rächer erstanden und der Sieger zugleich, der den neuen Übermut der alten feindlichen Welt brach. An 90 000 Mann fielen der Schlacht und dem Sumpf zum Opfer und ebensoviele gerieten in deutsche Gefangenschaft. Staunend sah die Bevölkerung die Züge der Gefangenen, die in endlosen Reihen die Straße zogen, ein Bild, das sich seitdem immer wieder erneuert und die gewaltigen Gefangenenlager von Deutschland und Österreich fast Tag für Tag mit neuen Scharen füllt. Es ist ein Völkergemisch der seltsamsten Art, das beweist, wie weit das Reich des weißen Zaren reicht und wie lange er schon diesen Krieg vorbereitet hatte, daß die Regimenter aus den entferntesten Teilen des asiatischen Rußland sogleich eingriffen in diesen Kampf gegen die deutsche Kultur, die doch auch Rußland das Beste gegeben, was es hat und was es jetzt im Drange der Selbstvernichtung zu zerstören trachtet.

Aber die Schlacht bei Tannenberg war nur des großen Ringens Anfang. Die russischen Machthaber pochen auf die unerschöpflichen Massen von Soldaten, die dieses Reich von 170 Millionen aufzubringen vermag, stets neue Armeen aus dem Boden stampfend, um sie mit erbarmungsloser Kälte dem vernichtenden Feuer der deutschen Batterien und Schützenlinien entgegenzutreiben, und Deutschland endlich durch die Masse zu zwingen. Mit Mühe entging die NjemenArmee bereits wenige Tage später ähnlichem Geschick wie die Narew-Armee. Ihr gelang es, freilich nach schweren Verlusten, die Trümmer in die Festungen Kowno und Grodno zu retten, die nun längst in deutschen Händen sind, damals aber den zurückflutenden, flüchtenden Scharen die schützenden Tore zu öffnen vermochten. Wir schildern nicht das Ringen und Hinundherwogen des Kampfes in Polen und in Galizien, wo die russische Offensive tatsächlich Raum zu gewinnen vermochte und teilweise hinabdrang bis in die Gefilde Ungarns. Aber des Feindes Erfolge steigerten nur die Widerstandskraft der Verbündeten, welche die Not und Gefahr, die über die Karpathen her der befreundeten Monarchie drohten, immer enger verband und so befähigte, den bereits triumphierenden Gegner wieder an der Stirn zu fassen und nach heißem blutigen Ringen zu werfen. Der Hindenburgische Geist, der so viele unserer Generäle erfüllt, fand in der Seele des österreichischen Generalstabschefs Konrad von Hötzendorff einen sicheren und freudigen Resonanzboden. Und wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst, so auch unsere Armee. Das deutsche Volk sah mit Stolz und Freude, daß es eine ganze Schar gottbegnadeter Heerführer besitzt, die, zum ersten Male im Ernstfall an solche Riesenaufgaben gestellt, sich wunderbar bewährten, den Sieg an ihre Fahnen hefteten und das schicksalsvolle Kommandowort: „Das Ganze vorwärts!“ von Armee zu Armee weitergaben. Und ihre Truppen nahmen es mit Begeisterung auf und führten es mit unvergleichlicher Zähigkeit und Tapferkeit durch.

In früheren Zeiten hat wohl der Winter den kriegerischen Operationen Einhalt getan. Man zog in die Quartiere und harrte des Frühlings, der auch in die Heere neue Bewegungen brachte. Nun aber hat das Wort Winterschlacht eine besondere strategische Bedeutung gewonnen. Und doch, welche Fülle von Anstrengungen und Strapazen, von Not und Entbehrungen, von namenlosen Leiden schließt dieses Wort in sich, aber auch von wunderbarer Bewährung aller Soldatentugenden. Wie viel faselt man in Rußland und bei seinen Verbündeten von dem Plane, durch die Taktik von 1812, der die große Armee Napoleons zum Opfer fiel, den Heeren der Deutschen auf dem heiligen Boden Rußlands ein gleiches Ende zu bereiten. Doch Armeen, welche den Winterfeldzug von 1914/15 so glorreich bestanden haben, denen vermag auch im Innern

Rußlands kein Unheil zu erstehen. Aber das Verhängnis, von dem die Russen jetzt wieder rühmend sprechen, hat sie selbst ereilt. Die Geister ihrer Opfer von der Winterschlacht in Masuren oder die 100000 Gefangenen, die dort in deutsche Hände fielen, können sie darüber belehren. Das war wieder ein echter Hindenburgischer Sieg. Und dieses Mal hat sich der Winter selbst mit ihm verbündet und eine ganze russische Armee völlig vernichten helfen. Wieder nahte von allen Seiten das Verderben und weithin dehnte sich das Leichenfeld, das von dem furchtbaren Siege zeugte. Hier hat der Schnitter Tod volle Arbeit getan. Hingemäht lagen in dichten Reihen ganze Divisionen. Einsam standen in dieser furchtbaren Einsamkeit, über die der Winter seinen gespenstigen Leichenmantel breitete, vereiste Batterien, um die herum die Mannschaften und Rosse lagen, deren Massen grauenvoll hervorragten aus dem hartgefrorenen Schnee. Wahrlich, was sind neben diesen Bildern des Grauens und des Schreckens jene von der Schlacht an der Beresina, wo die Russen den Resten der großen Armee den Todesstoß versetzten. Hier hat sie selbst ein gleiches, nicht weniger schweres Schicksal ereilt.

Tolstojstimmung in düsterstem Sinne des Wortes! Eine Poesie des Grauens waltet hier, die nicht zu ertragen wäre, wüßten wir nicht, wie die menschlichen Regungen in echter, lauterer Weise bei unseren Soldaten draußen im Felde daheim sind und die im Gegensatze zu den blutigen Kämpfen und all den Erscheinungen des gewaltigsten aller Kriege, der je geführt worden, um so reiner und versöhnender zutage treten. Der deutsche Schützengraben ist in der Tat ein Stück Kulturgeschichte, das der Anmut, ja des Humors nicht entbehrt. Denn alle sind bestrebt, das seelische Gleichgewicht sich zu wahren und wenn es nach schweren Gefechtstagen gestört erscheint, in harmonischer Weise wieder herzustellen. Im Sommer freilich ist gute Zeit, da hilft die Sonne und der blaue Himmel mit. Aber wenn die weite Gegend überschneit und das Grau des Tages düster stimmt, wenn man im Schweigen der Landschaft nichts vernimmt als das unheilkündende Gekrächz der Raben, da kann nur von innen heraus diese Harmonie gewonnen und gewahrt werden. Und sie wird von Hunderttausenden gewonnen. So zeigte das Weihnachten im Felde das tiefe, edle Empfinden dieses gewaltigen Heeres, das die Erinnerungen an daheim und an die eigene Kindheit mit reizvoller Naivität pflegte. Da zog wirklich die Poesie zur Erde und wanderte unsere Linien auf und nieder. Keine falsche Weichheit. Die wäre fehl am Ort, wo vor den Gräben der Feind lauert, wo noch die Opfer derer liegen, die auch oder gerade in dieser Nacht die deutschen Linien zu stürmen versuchten. Sie hängen in den Drahtverhauen, wo sie die mörderische Kugel ereilte. Aber in den deutschen Schützengräben und Unterständen da brennen die Christbäume, da ertönen die alten Weihnachtslieder und der zurückgeschlagene Feind lauscht auf diese friedvollen Weisen von der seligen und fröhlichen, von der gnadenbringenden Weihnachtszeit.

Auch hier deutschen Lebens echtes Bild. Und zwar so belebt, so mannigfaltig, wie es die Friedenszeit kaum zu schaffen vermag. Denn hier finden sich alle zusammen, der Handwerker und der junge Gelehrte, der Bauernsohn und der Künstler. Die Standesunterschiede sind gefallen. Der Ruf ins Feld hat alle zugleich geadelt und doch allen, Arm und Reich, Hoch und Nieder, den gleichen Stempel aufgedrückt. Das ist der Geist der eigentlichen deutschen Demokratie. Da liest ein gottbegnadeter Schauspieler in einer Stunde der Ruhe den lauschenden Kameraden Goethes Faust vor und zeigt den Staunenden die Ewigkeitswerte dieser Dichtung. Den andern macht die große Zeit selbst zum Künstler und läßt ihn Worte und Lieder finden, die daheim entzücken und begeistern. Aber dort tun sie die beste Wirkung. Sie verschönen den Augenblick und klingen vom Herzen zum Herzen.

Dem Feinde die Faust, dem Freunde das treue, starke, mitempfindende Herz! Was hat dieser Krieg nicht an echter, kraftvoller Kameradschaft gezeitigt, die sich im Kampfe bewährt und über das, ach, so naheliegende Grab hinaus. Wie viele haben am Abend noch friedlich zusammengesessen und die Gläser aneinanderklingen lassen auf eine glückliche Zukunft! Und wenige Stunden darauf findet der eine den andern als einen stillen Mann. Die Kugel hat ihm gegolten. Er weiß vielleicht allein, was alles in diesem mutigen Herzen geschlagen! Wie viele Pläne, welch kühnes und weitsichtiges Wollen in ihm erloschen. Er kann nur noch die letzten Wünsche erfüllen und durch seine warmblütigen Worte die Trauer der Seinen mildern und ihn bestatten helfen. „Kinder und Gräber, das sind Frauensache!“ sagt Gerhart Hauptmann. Er mag recht haben! Aber im Kriege, da zeigt auch der Soldat das Verständnis dafür. Ein jeder ist mit dem Tode vertraut, in dessen Hand er stündlich steht. Doch hilft jeder, den das Kommando nicht weiterführt, die stillen Gräber

der Gefallenen schmücken und zieren. Und wenn's nur ein schlichter Stein, ein roh gezimmertes Kreuz: die Stätte wird verschönt und geweiht. Ein Feingefühl und künstlerischer Sinn tritt da bei den schlichtesten Gesellen zutage, die zeigen, wie der Krieg nicht bloß die rauhen und harten Seiten des Menschen weckt, sondern auch seine zartesten und im Alltagsleben nie hervorgetretenen Empfindungen in Schwingung zu bringen vermag. Auch hier zeigt sich die tiefe im Herzen des gesamten deutschen Volkes schlummernde Poesie. Es sind alle im besten Sinn des Wortes Stimmungsmenschen! Sie lassen auch dem gefangenen und verwundeten Feinde Gerechtigkeit widerfahren. Wie oft hat ein deutscher Soldat den leidenden Gegner aus seiner Feldflasche gelabt, mag auch mit Recht der Groll gegen den Feind, der Tag um Tag so viele seiner Kameraden zu den Toten sendet, ein großer und schwerer sein. Da heißt es: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Und der Feind fürchtet den Berserkerzorn der Deutschen, er fürchtet die furchtbaren Kampfmittel, die er ihm selbst aufgezwungen und welche Tod und Vernichtung bringen, wie sie Tag um Tag den unsrigen vom Feinde drohen. Denn alles dient dem Krieg. Während die gewaltigen Festungen des Feindes dem Feuer unserer Geschütze nicht zu widerstehen vermögen und dem Ansturm unserer Tapferen erliegen, ersteht im Kampffeld eine unterirdische Stadt. Hier vollführt der Pionier seine geniale Arbeit und legt Befestigungen an, die die Pläne des Feindes zu Schanden machen. Und immer näher kommen die Rastlosen an den Feind heran. Und wenn dann der Sturm einsetzt und die Deutschen unaufhaltsam vorwärtsdrängen, den Feind aus seinen Gräben herauszutreiben und seine dichten, wohlgesicherten Reihen zu durchbrechen, da überkommt auch die Zähesten und Tapfersten der Kleinmut. Sie verzweifeln an dem Widerstand und, physisch fast noch mehr gebrochen als körperlich, lassen sie die Waffen fahren, und geben sich gewissermaßen selbst das letzte Kommando, das ihnen die Rettung bringen und all den Mühen und Gefahren ein Ende machen soll: „Hände hoch!" Damit scheiden sie als Kämpfer aus. Ihre Kraft ist für die Dauer des Krieges ihrem Vaterlande entzogen. Sie sind unsere Gefangenen. Und im Westen, zumal aber im Osten, sehen wir die Straßen hinter der Front in dichtgeschlossenen Reihen den Feind gegen Deutschland zu marschieren. Aber ohne Waffen, und ihre Führer selbst teilen vielfach ihr Los. Wie waren sie ausgezogen in dem stolzen Gefühl, den Sieg zu tragen in des Feindes Land und mit wehenden, lorbeergeschmückten Fahnen in dessen Hauptstadt einzuziehen. Jetzt wandern sie die gleichen Wege, aber so mancher läßt den Kopf hängen und fühlt mit dem eigenen des Vaterlandes Unglück und Schmach. Andere — und das ist die Mehrzahl — sind froh, dem wilden Spiel entronnen zu sein. Sie sehen in der Gefangenschaft ein erträglicheres und selbst angenehmeres Schicksal und fügen sich mit heiterem Humor in die neue Lage, die ihm der Deutsche gewiß nicht erschwert. Und so hebt in ganz Deutschland hinter der Front ein ganz eigenartiges Leben an. Die Gefangenen sind über das ganze Land zerstreut und es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man mitten in einem deutschen Kornfeld einen französischen Gefangenen sieht in seinen roten Hosen, der dem deutschen Bauern helfen muß, seine Ernte zu bergen, die in ihrem Teil dazu beiträgt, dem Feinde weiterhin Widerstand zu leisten. Daran denkt der wohl nicht, da er die Garben zusammenbindet und auf den Wagen verlädt. Aber vielleicht denkt er schmerzlich der Heimat, wo die eigene Flur seiner vergeblich harrt, wo die Gattin sich abmüht, die Ernte zu bergen und des Hauses Wohlstand zu wahren, bis der Friede ihm die Befreiung bringt und er heimkehren darf zu Weib und Kind. Und doch freut ihn die altgewohnte Arbeit und hilft ihm über das Gefühl hinweg, Gefangener zu sein und fern von Vaterland und Heimat zu weilen. Und er versteht die Freude derer, denen er hilft und die sich oft genug um die Ihrigen in gleicher Weise sorgen wie die Seinigen um ihn. So nahe wohnen Krieg und Frieden nebeneinander. Und so manche lernen die ganze Bedeutung und das Ungeheure dieses Krieges überhaupt nicht kennen, die ruhig zu Haus geblieben und nicht ahnen, welche ungeheure Leistungen nötig sind, um ihnen diese Ruhe zu wahren, hinter der Front den Weiterbetrieb ihrer Tätigkeit zu ermöglichen.

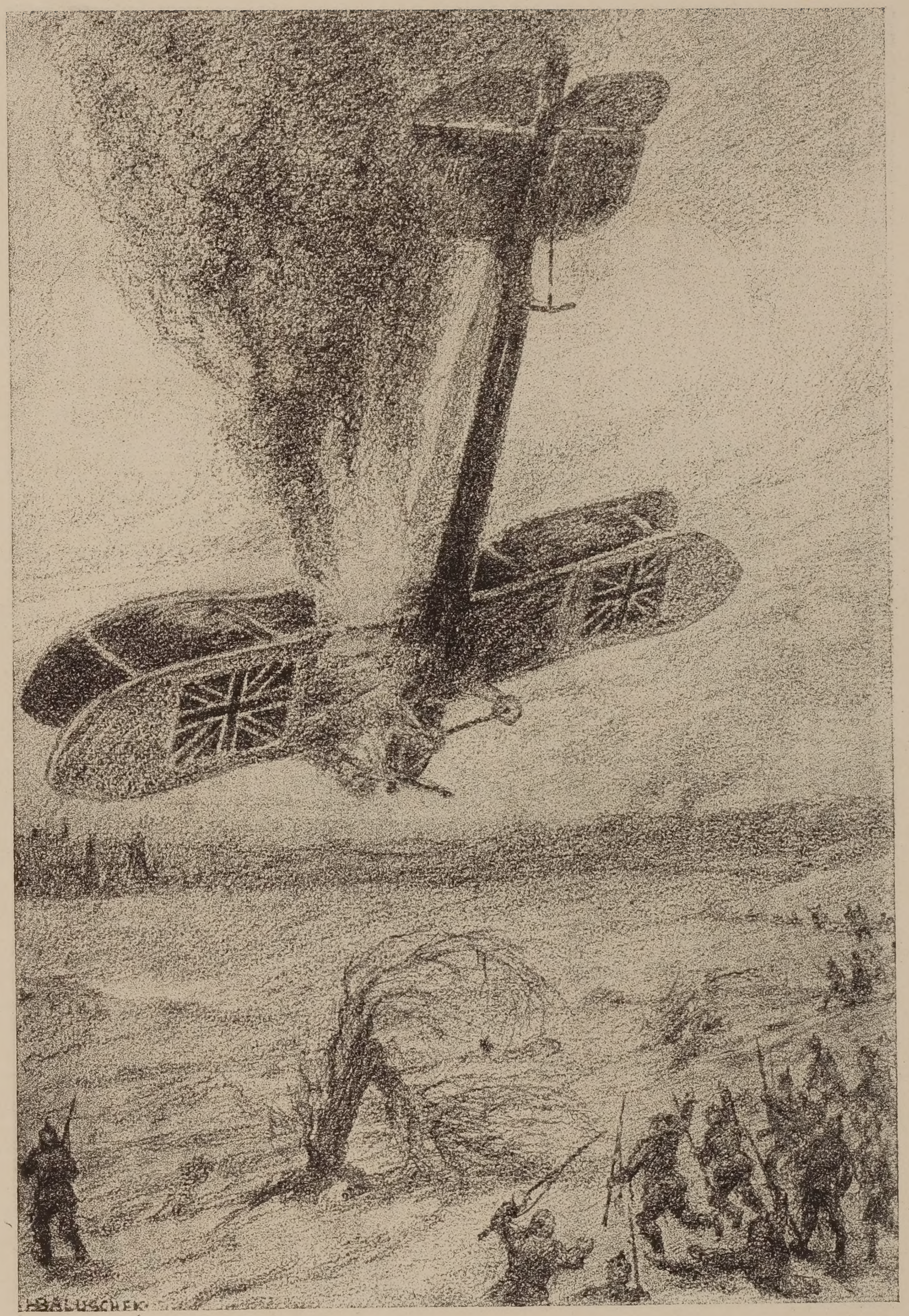
Und doch macht das Ineinandergreifen aller Kräfte der Nation den Erfolg einzig möglich. Der Krieger schützt die Fluren, die ihn nähren; daheim werden die Waffen geschmiedet, die ihm neben seiner unvergleichlichen Tapferkeit und der genialen Führung die Überlegenheit über die Feinde verschaffen. Denn nichts steht still: weder die Erfindungskraft unserer Techniker noch die Ausführung ihrer Schöpfungen, welche die Gegner täglich aufs neue staunen machen. Man hat wohl mit Recht gesagt, diesen Krieg gewinnt uns der deutsche Ingenieur. In der Tat,

zu Hause und im Felde bewährt er sich auf das glänzendste. Und jeder Tag bringt uns und den Gegnern neue Überraschungen. Alles weiß er zu nützen zum Vorteil des Vaterlandes, für Fehlendes Ersatz zu schaffen, neue Bedürfnisse durch neue Mittel zu befriedigen. Deutschland ist gewissermaßen eine einzige große Fabrik, die rastlos schafft und allen Anforderungen gerecht wird. Wo der Feind zerstört, da baut der Deutsche auf, wo das besetzte Land neue Hilfsquellen bietet, da werden sie erschlossen und nutzbar gemacht. Die Geschichte dieses Krieges wird zu gleicher Zeit eine Geschichte der deutschen Technik sein, die durch ihn neue, gewaltige Impulse empfangen hat. Gewiß ruht auch der Feind nicht. Und ihm stehen außerdem die Kräfte des neutralen Auslands zur Verfügung. Wir befinden uns dagegen wie in einer riesigen belagerten Festung, deren Wälle und Mauern die gesamten Lebenskräfte des deutschen Volkes umschließen, die ebenso bedroht sind wie unser Heer. Aber wir wehren uns: nicht bloß wie der Dachs im Bau. Wir lassen den Feind gar nicht herein. Und wo er Boden gewonnen, da wird er verjagt oder muß sein Verbleiben mit schwerem Blutzoll bezahlen. Dagegen gewinnen wir Raum nach West und Ost und stehen siegreich in Feindesland. Des Feindes Geschosse und seine gesamte Kriegführung verwüsten sein eigenes Gebiet, machen seine eigenen Untertanen zu Bettlern, wenn sie überhaupt vor ihm das nackte Leben zu retten vermögen. Freilich haben wir getreue Bundesgenossen, die nicht bloß durch trüber Verträge trügendes Band mit uns verknüpft sind, nicht bloß durch die ränkevollen und selbstischen Zwecke, wie sie unsere Gegner gegen uns zusammengeführt, sondern durch die leibhaftige Not. Österreich wäre ohne uns schwerstem Schicksal entgegengegangen; aber den vereinten Kräften gelang das Wunderbare und der Feind muß staunen und blickt mit hellem Neid auf dieses glänzende Zusammenwirken, für das die österreichischen Mörser, die durch diesen Krieg so berühmt gewordenen 30,5 Zentimeter-Geschütze, gewissermaßen ein Symbol sind. Vor den belgischen und französischen Festungen haben sie wie vor den russischen Bollwerken ihre gewaltige Stimme erdröhnen lassen und des Feindes Wälle brechen helfen.

Und im Zusammengehen mit uns ersteht in diesem Kriege die türkische Macht wie ein Phönix. Von allen bedroht, von allen verlassen, fand sie in uns getreue Helfer. Und die Geschichtschreibung wird einst zeigen können, welche welthistorische Bedeutung der heldenmütige Widerstand der Türken für die Freiheit der Welt hatte. Dort an den Dardanellen haben die Gegner ihre Kräfte aufgehäuft, diese einzigartige Feste zu berennen. Aber sie zerschellen

und die Hekatomben von Gefallenen belehren sie, daß ihnen auch hier nimmer Sieg wird.

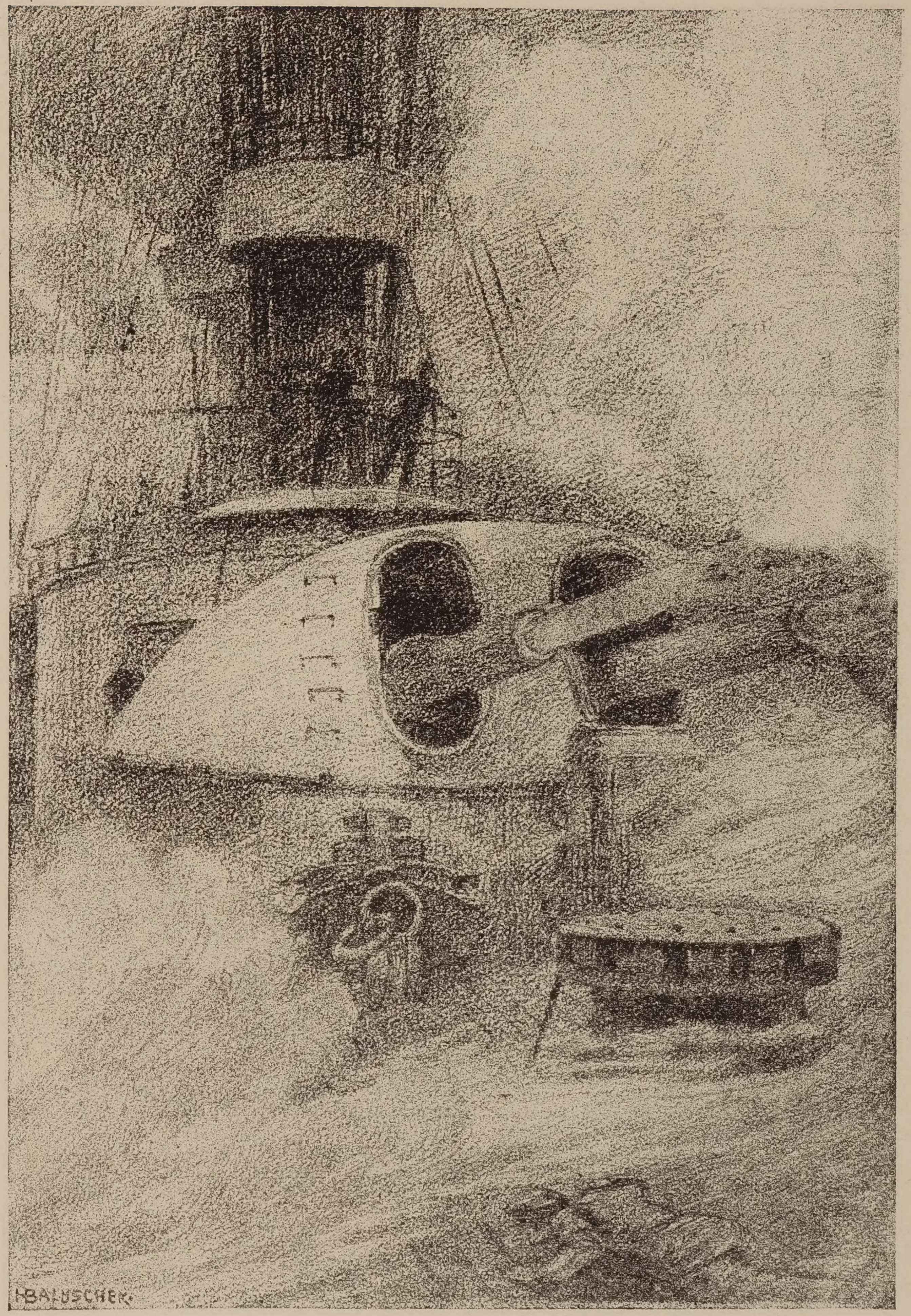
Wie weit liegen diese Kampfplätze auseinander! Aber eine tiefe, innere Einheit waltet über ihnen und trotzdem der Gegner alles tut, uns die Verbindungen abzuschneiden, den Verkehr zu hemmen, die Türkei zu isolieren und sie den feindlichen Nachbarn als rettungslos verlorenes Opfer preiszugeben, so vermag er doch nicht, den wunderbaren Zusammenhang der Operationen zu zerreißen. Denn in dem gemeinsamen Widerstand bekundet sich eine große, gemeinsame Idee. An dieser von sich aus festhalten heißt schon dem Feinde Abbruch tun und zur Zersplitterung seiner Kräfte beitragen. Vor allem wird vor den Toren Konstantinopels Englands Prestige auf das Allerschwerste getroffen. Es hat nicht umsonst sein Hauptaugenmerk dorthin gerichtet, um mit diesem Kriege, mit den ungeheuren Anstrengungen, die es anwenden muß, wenigstens die Balkanfrage zu lösen. Denn schließlich, was ist ihm Europa! Vermag es diese eiserne Pforte zu brechen und damit Rußland die einzige größere Möglichkeit zu geben, seine fast erschöpften Kriegsvorräte zu ergänzen und die Verbindung mit seinen Alliierten herzustellen, dann kann der Koloß seinen Widerstand fortsetzen und als der richtige Atlas des Vierverbandes seine ungeheure Last weitertragen. Sonst aber bricht er unter ihr in die Knie und die Westmächte, vor allem England, bekommen die ganze Wucht der Zentralmächte zu fühlen. Es muß eben mit seinen Helfern rechnen. Aber es würde dies lieber noch in höherem Maßstabe tun, als die Verhältnisse es gestatten. So hat sich eine doppelte Unruhe der leitenden Lords an der Themse bemächtigt, die sich mehr und mehr dem Volke mitteilt. Zum ersten Male seit langer Zeit müssen die Engländer sorgen, daß die Kriegsnot nicht bloß die anderen Völker — Freund oder Feind, denn das gilt den selbstischen Söhnen Albions in gewissem Grade gleich — heimsucht, sondern auch der eigenen Insel und noch mehr den schicksalsvollen Polen seiner Weltherrschaft näher rückt. Es hat viel geleistet, auch als Landmacht! Und uns im Westen die Arbeit nicht leicht gemacht. Denn auch in England hat die Technik breiten Boden und der moderne Geist ist auch in sein Kriegswesen gedrungen. Sein Fliegerwesen ist gut ausgebildet und tut uns manchen Schaden. Aber auch in der Luft fand es den ihm völlig gewachsenen Gegner. Und gar mancher der kühnen Segler in den Lüften hat sein Wagen büßen müssen. Ein schauerlich großer Anblick, wenn das Fahrzeug, hoch in Lüften schwebend, von unseren Geschossen endlich erreicht wird, wenn es Feuer fängt und nun wie ein Riesen-



vogel, der zu Tode getroffen, die Schwingen nicht mehr bewegen kann, kopfüber abstürzt aus der Wolkenhöhe und zerschmettert zu Boden fällt — ein brennender Trümmerhaufen. Unsere Soldaten, die bei Ypern den Engländern gegenüberliegen, wissen davon zu erzählen. Sie haben so manche Katastrophe miterlebt und herbeiführen helfen. Freilich hat auch der Feind oft genug den Versuch gemacht, durch seine Flugzeuge friedliche deutsche Städte, die weit hinter der Kampfzone liegen, heimzusuchen und in Kolmar, Freiburg und Karlsruhe und anderen ist es ihnen gelungen, schweren Schaden zu bringen. Aber die Rache folgt immer auf dem Fuße. Und längst schon zittert der Engländer für sein London. Über der „City“ schweben oft genug die deutschen Zeppeline und bedrohen das Weichbild der riesigen Weltstadt. Gewaltige Brände und Explosionen kennzeichnen die verderbenschwangere Fluglinie dieser mächtigen Luftriesen, für die es keine Hemmnisse mehr gibt, welche England aus seiner Sicherheit aufscheuchen und ihm die bange Ahnung wecken, daß die meerumspülte Insel durchaus nicht so sicher, als der echte Engländer im Vertrauen auf seine welt- und meerbeherrschende Flotte bisher gewähnt. Auch hier ein Sieg des deutschen Gedankens, der kühn sich die Luft erobert und mit Mühe und Sorge sich durchgerungen. Aber der Krieg hat dem Erfinder und seinem Werk den größten Triumph gegeben. Welch wunderbares Bild, wenn über der Nordsee das gewaltige Luftgeschwader schwebt, wenn die Riesen sich der Küste nahen und furchtlos, den feindlichen Geschossen zum Trotz, über dem mächtigen London ihre Kreise ziehen und Verderben ausstreuen ringsum. Sie wirken wie eine Naturgewalt, die Gestalt angenommen und die Sterblichen, die sie bedroht, mit abergläubischem Schrecken erfüllt. Und doch ist's nur die Bejahung des alten Sophokleischen Verses: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!“ Noch stehen wir hier erst in den Anfängen. Noch können wir nicht ahnen, welche Entwicklung Luftschiff und Flugzeug weiterhin zu nehmen imstande sind. Aber sie sind doch nur das Werkzeug in der Hand der Kühnen, die alles einsetzen für das Vaterland und ihm die herrlichsten Dienste leisten. Sie sind die Schrecken der Lüfte. Sie sind der Schrecken Englands und unserer Feinde überhaupt.

Aber nicht der einzige. Wie stolz war England von je auf seine Flotte seit jenen Tagen, da Königin Elisabeth nach dem Untergange der spanischen Armada die Münze prägen lassen konnte mit der sieghaften Inschrift: „Afflavit Deus et dissipati sunt.“ Wie war ihr Ruhm gewachsen mit der englischen Weltherrschaft, da Indien tributpflichtig wurde, da Admiral Nelson bei Abukir

und Trafalgar die französische Flotte vernichtete und Napoleons weltumspannende Pläne vereitelte. Er war Englands Feind, der für all das, was Frankreich durch die Macht jenseits des Kanals seit den Tagen der Plantagenets gelitten, Sühne und Rache fordern wollte und doch diesem gewaltigen Gegner erliegen mußte, um als dessen Gefangener auf der einsamen Insel im Weltmeer den Strohtod zu sterben. Aber nun hat England selbst den Gegner aufgerufen und ihm, der friedlich sich Raum gewinnen mußte auf Meer und Land, in nackter, brutaler und doch ängstlicher Eifersucht den Kampf aufgezwungen. Und Deutschland hat ihn aufgenommen. Seine junge Flotte, die es sich in wenigen Jahren geschaffen, hat sich von Anfang an glänzend bewährt und dem Feinde schweren Schaden getan. Zollte es selber dem Meer seinen Tribut, so hat auch England recht wohl verspürt, daß ihm hier ein Gegner gegenübersteht, der ihm trotz aller numerischen Überlegenheit völlig gewachsen ist. Wie auf den Schlachtfeldern in Ost und West und selbst in den fernen Kolonien, in Tsingtau und in Afrika, sich unsere Soldaten wunderbar bewährt, so hat die Welt bewundernd blicken müssen auf das unvergleichliche Heldentum, das in unserer Marine lebt. Wo Englands Schiffe die unsrigen trafen, da haben sie sich nicht nur gestellt, sondern bis zum Sieg oder bis zum Untergang gerungen, und wenn die Seeschlachten seltener sind in diesem Kriege, als man nach der englischen Kriegserklärung erwartete, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern an dem Gegner, der sich seine Flotte wahrt wie einen geheimnisvollen Schatz. Er weiß wohl warum. Denn die deutschen Kriegsschiffe, wenn auch minder an Zahl, sind ihm und seinen stolzen Schiffen ein gefährlicher Gegner, deren Geschütze auch ihm Verderben bringen und schon so manchen seiner Seeriesen bedroht und bezwungen haben: wie einst dem Riesen Goliath der knabenhafte Held David entgegengetreten und den Gefürchteten und Gepanzerten mit seiner Hirtenschleuder in den Staub gestreckt, so weiß das deutsche Unterseeboot kühn und rücksichtslos den gewaltigen Gegner tödlich zu treffen. Still und alles erwägend hat der Schöpfer unserer Flotte, Admiral Tirpitz, an dieser Waffe geschaffen! Während Frankreich und England ihre Unterseeboote rühmten und der Welt von ihrer Bedeutung erzählen ließen, hat Deutschland ruhig weitergearbeitet. Aber als der Krieg begann, da setzte es mit seinen Booten die Welt in Staunen, die Feinde in Schrecken. Da jener jugendliche Seeheld Weddigen mit kühnstem Handstreich die englischen drei Kolosse versenkte und siegreich mit heilem Boot heimkehrte, gingen dem mächtigsten Seestaat die Augen auf und der Seelord erkannte, daß er diesem unheimlichen Gegner nichts entgegenzustellen vermöchte. So



hält er seine Flotte in geheimnisvollem Gewahrsam, um sie nicht den Angriffen dieser deutschen Dämonen des Meeres auszusetzen, für die es kein Hemmnis zu geben scheint, die an der englischen Küste auftauchen und diese beschießen, die in den französischen Gewässern erscheinen und selbst den gefahrvollen Weg durch die Säulen des Herkules an dem verderbendrohenden Gibraltar vorüber bis nach den Dardanellen gefunden haben und dort die Aktion der feindlichen Flotte hemmen wie in der Nordsee. Mit Groll und Ingrimm sieht man in London, wie lähmend diese deutschen Unterseeboote auf die englische Flotte wirken, die sich trotz ihrer Riesenhaftigkeit zur Untätigkeit verurteilt sieht. Und doch ging ihre Bedeutung noch viel weiter. England hatte mit stolzem Hohn der Welt verkündet, daß es das deutsche Volk aushungern werde. Da begannen unsere Unterseeboote, diesen Bann der englischen Seemacht zu durchbrechen. Und seitdem sinkt fast jeden Tag ein englisches Handelsschiff, von einem der Unterseeboote getroffen, in die Tiefe. Ein rasches, unheimliches, aber gerechtes Verfahren. Plötzlich taucht vor dem englischen Fahrzeug das Schiff empor: ein Zeichen, der Befehl, zu stoppen, eine Frist von Minuten für die Mannschaft, das Schiff zu verlassen, dann ein Knall und schwergetroffen sinkt das Opfer deutscher Rache mit allen seinen Werten in die Tiefe. Das U-Boot aber verschwindet wieder, um alsbald einem neuen Opfer zu erscheinen, ihm das gleiche Los zu verkündigen und zu bereiten.

So fühlt auch England des Krieges Härte. Ihm wird zuteil, was es uns bereiten wollte. Es ist ein Kampf um Sein und Nichtsein, den man uns aufgezwungen und in welchem wir verlernt haben, empfindsam zu sein und Nachsicht zu üben, wo man uns gewissermaßen die Gesetze der Menschlichkeit gekündigt und uns vogelfrei erklärt hat auf der ganzen Welt. Aber wir haben nicht verlernt, menschlich zu fühlen und wenn Millionen im Dienste der Bellona stehen, so dienen Hunderttausende dem Mitleid und der Menschlichkeit. Deutschland ist nicht nur die Heimat der militärischen Organisation, sondern auch des Samaritertums, dessen rastlose Tätigkeit auf dem Schlachtfeld selbst beginnt und von Etappe zu Etappe sich fortpflanzt bis in die heimischen Lazarette. Das rote Kreuz im weißen Felde, das von unseren Gegnern in so frevelhafter Weise oftmals verletzt worden, ist bei uns das wunderbare Symbol warmblütiger Hilfsfreudigkeit, welche tapfer und den Tod nicht scheuend, die Verwundeten aus der Gefechtslinie in Sicherheit bringt. Das ist oft schwere und gefahrvolle Arbeit, wenn die Helfer das Feld durchforschen, wenn ihre treuen Hunde die in Gebüsch und Wald Verborgenen aufsuchen und Laut gebend die Führer

herbeiholen. Dann geht es durch das feindliche Artilleriefeuer zurück, bis zu den Verbandplätzen, wo kundige Arzthand rettet, was zu retten ist. Oftmals ist, was getan werden muß, über Menschenkraft. Aber auch in unseren Ärzten und Samaritern lebt das Heldentum des fechtenden Soldaten. Und seine Arbeit ist nicht weniger gefahrvoll. Denn der Feind achtet nicht das geweihte Zeichen, und oft genug schlagen seine schweren Geschosse in die Stätten des Friedens und der Barmherzigkeit ein und raffen die Ärzte bei ihrem Liebeswerk dahin. Aber den Heroismus unserer Ärzte vermag er durch solchen frevlen Bruch der Genfer Konvention nicht zu lähmen. Auch nicht den Geist der Menschlichkeit, der den verwundeten Feinden die gleiche Hilfe und Pflege angedeihen läßt wie den Söhnen des eigenen Landes. Und in der Tat ist der Heilerfolg, Gott sei Dank, ein glänzender und durch die Kunst unserer Ärzte können Wunden geheilt werden, die in früheren Zeiten hoffnungslos waren. Aber damit ist die Tätigkeit unseres Sanitätswesens noch lange nicht zu Ende. Es gilt, den Geheilten die Brauchbarkeit ihrer Glieder zurückzugewinnen, sie selbst ihren alten Berufen oder, wenn das nicht möglich, neuen zuzuführen und ihnen durch methodische Übung wieder körperliche Gewandtheit beizubringen. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist wahrhaft wunderbar. Und dadurch ist es möglich geworden, Lebenskraft und Arbeitskraft, die für immer gelähmt schien, neu zu wecken und aus Invaliden leistungsfähige und arbeitsfähige Menschen zu machen. Alle aber, die für uns geblutet, dürfen das sichere Bewußtsein haben, daß das Vaterland alles tun wird, nicht bloß ihr Los zu lindern, sondern ihnen ehrlich zu vergelten, was sie getan. Wie großartig ist während des Feldzugs die Kriegshilfe organisiert worden, so daß auch der Ärmste, der draußen vor dem Feinde steht, sich nicht um seine Lieben daheim zu sorgen braucht. Die Pflicht wird zur Freude, und auch über dieser Tätigkeit liegt der Schimmer einer wahrhaft weihevollen Poesie, die nicht in Worten, sondern in Taten sich erweist. Auch hier arbeitet deutscher Geist daran, die Schäden des Krieges zu bessern und das Weh zu lindern, das die eiserne Zeit in so namenloser Größe schuf.

Wohl waltet draußen der Geist der Zerstörung. Der Feind vor allem verwüstet schonungslos sein eigenes Land, verwandelt seine Städte, die Trägerinnen getreuen Bürgerfleißes, in Ruinen, seine Untertanen in Bettler, die oft in unseren Soldaten die Retter aus Not und Elend finden. Freilich der Krieg duldet keine falsche Sentimentalität. Und das Leben der Kameraden, die Sicherheit des Heeres, der Erfolg der deutschen Waffen stehen höher als jedes Kunstwerk. Wenn der Feind auf seinen Kirchen Beobachtungsposten und Funkenstationen, ja selbst Maschinengewehre aufstellt, darf er sich nicht beklagen, wenn diesem frevlen Spiel ein rasches Ende bereitet wird. Er selbst hat dadurch seine künstlerischen Denkmale gefährdet. Aber wie oft hat der siegreich in die Stadt einziehende deutsche Soldat die brennenden Gebäude gelöscht und gerettet, was noch zu retten war. So in der alten, schönen und doch so verräterischen Stadt Löwen. Wir können wahrlich das verleumderische Treiben unserer Feinde, welche so gern die ganze neutrale Welt gegen uns in Empörung versetzt hätten, mit gutem Gewissen ertragen. Denn hinter unserer Front beginnt sich sofort die Friedensarbeit zu regen. Auch in dem besetzten Feindesland. Der stockende Verkehr gewinnt neues Leben. Die Straßen und Eisenbahnen werden wieder betriebsfähig. Die verwüsteten Äcker werden angebaut, und bald sprießt wieder die Saat auf der geebneten Scholle. Auch für das Gedeihen der geistigen Arbeit wird wieder gesorgt. Und dieser Geist geht von der Heimat durch alle Etappen bis in die Glieder an der Front. Dort lernen unsere Soldaten erst recht den Geist echter Menschlichkeit schützen. Das blutige Handwerk verhärtet sie nicht. Im Gegenteil. Das Herz bleibt warm und gut und über dem ganzen deutschen Heere schwebt der Geist eines wahren und edlen Christentums, einer echten, tiefgehenden Frömmigkeit.

Der Schöpfer dieser Bilder, denen ich Worte zu leihen versucht, zeigt in einem der ergreifendsten uns eine polnische Kirche, um die der Kampf tobt. Die friedlichen Gräber sind verwüstet und aufgewühlt, die schlichten Kreuze gebrochen, die Kirche selbst in Brand geschossen. Schon wüten die Flammen im Innern des entweihten Heiligtums: da zeigt sich, durch die Brandröte beleuchtet, in dem gotischen Glasfenster die Gestalt des Heilands: wie er segnend die Hände ausbreitet über die Stätte der Vernichtung! Ein erschütterndes Bild, aber versöhnend und verheißungsvoll zugleich! Ja, es werden wieder Tage des Friedens kommen, des Krieges Stimmen werden schweigen und aus dem Siege wird das deutsche Volk die Lehre echter Milde und Menschlichkeit ziehen, der es immer gedient. Führt es doch auch diesen Krieg nicht bloß für sich und sein Dasein. Das ist ja das Wunderbarste an diesem Kriege: er ist uns aufgezwungen um unserer

ganzen Existenz willen. Doch da wir die höchste Gefahr durch unerschütterlichen Mut abgewendet, da zeigt sich, daß wir trotz eigener Not den Krieg führen in einer hohen, herrlichen Mission: der Welt die Freiheit zu geben vor den despotischen Umtrieben habgieriger Mächte, die sie sich unterjochen möchten und in uns das letzte Hemmnis sahen, das ihren selbstischen Plänen im Wege stand. Aber da wird ihnen nimmer Sieg! Und so bedeutet der deutsche Sieg den Frieden und die Freiheit der Welt. Und wenn einst das lorbeergeschmückte deutsche Heer durch das Brandenburger Tor, dessen Viktoria schwerste Not geschaut und herrlichste Siegesfreude, deren Erz die edelste Patina schmückt, einzieht in Deutschlands Hauptstadt, dann bedeutet der Jubel, der die tapferen Heldenscharen grüßt, eine Freude, die über Deutschlands Grenzen weit hinausklingen wird in die befreite Welt.

Der Sturm.

Die Strafe (Franktireurs).

Der Untergang.

Die Vernichtung.

Hände hoch!

Winterfrieden.

Weihnachtsabend.

Die Gefangenen.

Der gute Kamerad.

Das Kirchenfenster.

Auf der Suche.

Die Hilfe.